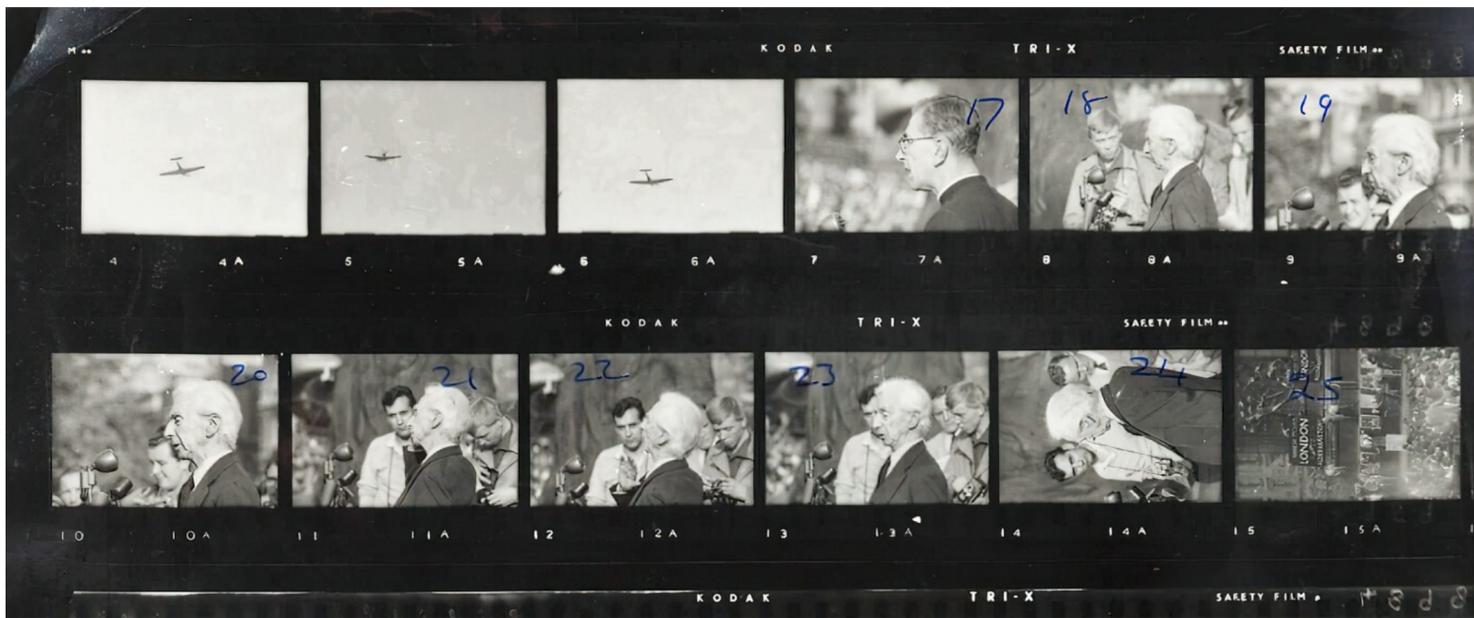


Vom viktorianischen Zeitalter bis hin zu den frühen Tagen des Protests gegen den Vietnamkrieg: Fast hundert Jahre überspannte das Leben von Bertrand Russell, der heute vor 150 Jahren geboren wurde. Er war Enkel eines Premierministers und erbte 1931 dessen Grafentitel. Die Götter hatten ihm einen Geist in die Wiege gelegt, der zu den schärfsten und scharfzüngigsten in ganz England zählte – er dankte es ihnen mit witzigen Sottisen gegen jede Form von Gottesglauben. Es war die berechnete Arroganz überbordender Intelligenz, die ihn zeitweilig spotten ließ über Borniertheit, Dogmatismus und Ideologie jedweder Couleur.

Zuerst freilich sammelte er mit links akademische Meriten. Cambridge war wie gemacht für ihn; er hörte Mathematik, studierte Philosophie und arbeitete sich am Trinity College zum Lecturer hoch. Gottlob Frege aus Jena hatte die Mathematik auf den festen Grund der Mengenlehre stellen wollen und dafür eine völlig neue Logik aus dem Boden gestampft. Nachdem der erste Band von Freges „Grundgesetzen der Arithmetik“ mit

Wann Streit sich lohnt

Man muss sich fragen, ob man weiß, was man zu sagen hat: In den Pazifismus des Philosophen Bertrand Russell ging der Gedanke ein, dass wir unsere rationale Selbstkontrolle zu oft überschätzen.



einem brillanten Gewirr an Formeln erschienen war, sprang Russell ein innerer Widerspruch ins Auge, der die damals neue Mengenlehre befahlen hatte und Freges System zum Einsturz brachte.

Russell war frei von destruktiven Ambitionen und versuchte den Schaden zu beheben. Bis zur Erschöpfung hat er diesem Projekt ein ganzes Jahrzehnt seines Lebens gewidmet, und so brachte er in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg gemeinsam mit Alfred North Whitehead die legendären „Principia mathematica“ dreibändig auf den Markt. Sie waren ein Meilenstein der logischen Grundlagenforschung, sind heute aber nur noch historisch von Belang.

Nicht anders als Frege verknüpfte Russell seine logischen Interessen mit einem scharfen Blick auf die Sprache. Wie er meinte, kann uns ihre grammatische Oberfläche in die Irre führen. Erst nach sorgfältiger Analyse der inneren Logik des Gesagten tritt uns, so Russell, klar vor Augen, was wir mit unseren Sätzen genau ausdrücken wollen; erst dann lohnt sich der Streit über deren Wahrheit.

Russells Sprachanalysen wurden Vorbild für Generationen von Philosophen,

Hörte man auf Bertrand Russell, so brachten die Atombomben die Atmosphäre durcheinander, zuerst die des vernünftigen Gesprächs. Robert Haswell fotografierte ihn am 20. September 1959 für den „Daily Express“ auf dem Trafalgar Square. Foto National Portrait Gallery/Getty

und so gilt er mit Recht als einer der Väter der sogenannten analytischen Philosophie, die derzeit das Geschehen an den englischsprachigen Universitäten dominiert und sich mit einer gewissen Zeitverzögerung auch bei uns durchgesetzt hat.

Dass daraus mittlerweile eine betrübliche Tendenz zur Monokultur entstanden ist, hätte ihn nicht gefreut. Er war Nonkonformist und pflegte seinen Standpunkt besonders schwungvoll zu vertreten, wenn die Meute darauf spuckte. Früh zu Beginn des Jahrhunderts hat er gespürt, wie sich in ganz Europa langsam, langsam das Gespenst des Kriegs erhob. Er wurde zum Pazifisten, hellhörig schon fürs leiseste Säbelgeklänge auf allen Seiten. Als unser Kontinent nach dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger jäh vom kriegsdurstigen Hurra-Patriotismus überflutet wurde, da

prognostizierte er mit kühlem Kopf die fatalen Folgen der Kraftmeierei allerorten. Er plädierte für Kriegsdienstverweigerung, schrieb regelmäßige Kolumnen gegen den Wahnsinn, sprach sich für einen Verständigungsfrieden mit Deutschland aus. Das Engagement brachte ihn sechs Monate lang hinter Gitter.

Seine Überlegungen trieben ihn auf die Suche nach Alternativen zum Kapitalismus. Als in Russland die Revolution ausbrach, las er sich in die Theorie ein und ergriff die erste Gelegenheit, ihre Umsetzung vor Ort in Augenschein zu nehmen. Im Frühjahr 1920 durfte er mit einer Labour-Delegation nach Moskau reisen. Man empfing die Briten mit großem Bahnhof, bot ihnen Bankette und hochtönende Reden. Seine Mitreisenden waren angetan – Russell aber kehrte schockiert aus Sowjetrußland

zurück. Ihm war der Schrecken nicht entgangen, der auf den Moskauer Straßen herrschte. Und er hatte eine Stunde lang mit Lenin parliert: „Ich legte ihm nahe, dass bei uns in England jedwede kommunistische Errungenschaft auch ohne Blutvergießen erreicht werden könne – Lenin wischte diese Idee vom Tisch und zieh mich der Phantasterei.“ Mehr musste Russell nicht hören. Russlands Herrscher zu besuchen und ihre Worte ernst zu nehmen kann mitunter hilfreich sein.

Er hatte viel Sympathie für Deutschland. So wie sein Studienfreund John Maynard Keynes sah Russell im Vertrag von Versailles den sicheren Weg in den nächsten Krieg. Die Warnungen verhallten ungehört. Doch dass sein Pazifismus nicht auf blinde Prinzipienerei hinauslief, zeigte sich, als das Befürchtete eintrat. Im Zweiten Weltkrieg präzierte er seine Haltung, indem er zwischen absolutem und relativem Pazifismus unterschied. Absolute Pazifisten sprechen sich ein für alle Mal, rigoros, bedingungslos gegen jedwede Beteiligung an kriegerischen Handlungen aus – das war einem unvoreingenommenen Denker wie Russell zu dogmatisch. Sein

immer breitere Streuen der radioaktiven Verseuchung: Darin sahen sie ein Rezept für die Apokalypse.

Es war im Frühling 1955, als Einstein bereits totkrank war und Russell die Initiative ergriff. Im engen Austausch mit dem Physiker formulierte er ein Memorandum, das von herausragenden Wissenschaftlern beider Blöcke unterzeichnet wurde und an die wichtigsten Regierungen der Welt adressiert war. Russell schrieb: „Darum legen wir Ihnen folgende Frage vor, eine Frage von harter, unausweichlicher Grauenhaftigkeit: Wollen wir die Menschheit oder den Krieg abschaffen? Diese Alternative möchten die Menschen nicht sehen, weil die Abschaffung des Krieges so schwierig ist.“ Einsteins allerletzte Unterschrift galt unter anderem diesen Sätzen.

Hier wird deutlich, dass sich Russells Pazifismus nicht auf einen verantwortungsethischen Utilitarismus reduzieren lässt. Ein entscheidendes Element trat hinzu: Unmittelbar in die Abschätzung der Politikfolgen flossen Russells Sorgen wegen der Atomkriegsgefahr ein; er kultivierte einen sorgenvollen, ja kassandrischen Blick auf die Eskalationsgefahr.

relativer Pazifismus ließ Ausnahmen zu wie den Krieg der Alliierten gegen Nazi-Deutschland.

Ohne sich in Widersprüche zu verwickeln, bestand er darauf, dass dies eine Ausnahme war. Fast immer, aber eben nicht immer, so Russell, sind Kriegsfolgen um Dimensionen schlimmer als die Folgen von Nachgeben, Niederlage oder Kapitulation. Das ist eine pragmatische, im Sinne von Max Weber verantwortungsethische Haltung. Sie liegt zwischen dem gesinnungsethischen, absoluten Pazifismus auf der einen Seite und einem gesinnungsethischen Verteidigungsbellizismus auf der anderen Seite, der sich nicht minder absolut gibt, auf Sieg setzt um jeden Preis und neuerdings überall Anhänger findet. Dass Russell kein großer Freund von Angriffskriegen war, liegt auf der Hand.

Er war nicht der einzige Pazifist, der mit Blick auf den Zweiten Weltkrieg eine Ausnahme machte; Albert Einstein sah es keinen Deut anders. Auch nach dem Krieg zogen die beiden an einem Strang. Früher und klarer als viele andere wussten sie um die Gefahr des atomaren Wettrüstens. Immer größere Sprengkraft, immer kürzere Vorwarnzeiten,

keinen neutralen Blick. Er fürchtete sich vor Oberbefehlshabern mit allzu robusten Nerven, vor ihrer Sorglosigkeit, ihren Kontroll-Illusionen.

Das war keine Hysterie. Wie richtig er lag, zeigte sich während der Kubakrise im Herbst 1962. Niemals zuvor hatte der Philosoph so viel Angst um die Menschheit. Er sandte alarmierte Telegramme an Kennedy und Chruschtschow. Der Erste reagierte ungehalten – der Zweite mit einem Kompromissvorschlag, was als allererstes Signal einer sowjetischen Bereitschaft zur Deeskalation gedeutet werden konnte. Kurz darauf gab Moskau nach.

Noch heute gilt Kennedys Sieg im Atompoker als Triumph westlicher Vernunft und als nachahmenswertes Muster. Russell sah es anders. Ein Blick in die Archive scheint ihm recht zu geben. Laut den Gesprächsprotokollen aus dem Weißen Haus stocherten die Amerikaner im Nebel und hatten nicht die leiseste Ahnung, wie Chruschtschow kurz vor dem anvisierten Knall reagieren würde; am Ende konnten sie nur beten, dass der Klügere nachgibt. Bloße Gebete waren für Russell freilich kein probates Mittel in der Politik. OLAF B. MÜLLER

Krieg und Frieden

Romanhaftes Weltordnen im offenen Brief

Verhandlungen und Kompromisse oder Waffenlieferungen? Auf diese binär gebaute Alternative scheint sich derzeit eine schrille Debatte zu verdichten, die in dieser Form kaum weiterführt. Hier soll nun kein weiterer Beitrag dazu geliefert, sondern ein Blick auf die Debattekonstellation selbst gerichtet werden.

Wir beobachten auf der einen Seite ein simples Denken, das einen suggestiven Schluss variiert: Mehr Waffen führen zu mehr militärischer Gewalt. Gerne heißt es, dass man sich mit dem Rekurs auf Waffen bereits auf die Logik Putins eingelassen habe, so etwa Hartmut Rosa bei „Spiegel online“. Reinhard Merkel führt sich im Interview in dieser Zeitung (F.A.Z. vom 5. Mai) wie ein Schlachtenlenker auf, der die Parteien wie Zinnsoldaten verschiebt, damit der eine mit Gesichtswahrung und der andere mit einer Zukunftsaussicht auf die Lösung „kniffliger Fragen“ herauskommen wird, gewissermaßen aus der Position eines Schiedsrichters, der das Spiel unterbrechen kann (worauf ihn die Interviewer sogar hingewiesen haben). Harald Welzer empfiehlt, der Logik des Krieges eine Logik der Verhandlung und des Kompromisses gegenüberzustellen, und so weiter.

Das Simple daran ist, dass dies ein Denken in Konstellationen und wünschenswerten Ergebnissen ist. Es ist ein stationäres Denken, das sich wie der ausgeschlossene Dritte eines Prozesses geriert, den man sich von außen ansieht und von dem man denkt, man müsse nur die angemessenen Motive in alle beteiligten Akteure hineinimplantieren. Es ist ein auktoriales Denken, wie es ein Romancier anstellt, der den Protagonisten ihre Rollen zuweist und sogar deren Innenwelten aufeinander abstimmen kann. Es ist in der letzten Konsequenz sogar ein autokratisches Denken, weil es sich in der Position wähnt, solche Konstellationen herstellen zu können. Deshalb verzeihen manche der Ukraine ihren Willen zur Selbstverteidigung kaum.

Wenn solche Debatten schon das Intellektuelle für sich in Anspruch nehmen (eine ähnlich ungeschützte Bezeichnung wie Therapeut oder Influencer), dann darf man erwarten, die eigene Gegenstandskonstitution etwas genauer im Blick zu haben. Es wäre dann nicht möglich, sich als gewissermaßen ausgeschlossener Dritter mit Kontrollattitüde zu gerieren, der vom Feldherrnhügel aus Truppen und Motive verschieben kann. Eine ernsthafte Position denkt weniger stationär, sondern operativ, und also in der Gestalt von Spitzelzügen, von wechselseitigen Wahrnehmungen, und das nicht in einer generalisierten Gesamtsicht, sondern in der Echtzeit jener Handlungen und Kommunikationen, die konkret aufeinander Bezug nehmen.

Man kann dann etwa sehen, dass die Forderung nach einem „Kompromiss“ gar nicht mehr sagt, als dass es Parteien gibt, die sich bewegen müssen. So setzt der Kompromiss als reines Ideal den Zustand, den man durch den Kompromiss erzeugen will, bereits voraus. Es ähnelt ein wenig dem Problem aller vertragstheoretischen Begründung sozialer Ordnung, die jene Symmetriebedingungen des Vertragsschlusses bereits voraussetzen muss, die sie erreichen will.

Versetzt man sich dagegen in die Perspektive der Kombattanten, dann denkt man eher von den Ressourcen, Interessen und Möglichkeiten der konfligierenden Parteien her. Und dann wird man sehen, dass „Verhandlung“ und „Waffenlieferung“ oder „Kompromiss“ und „militärische Gewalt“ keine binären Gegensätze mehr sind, sondern Elemente in der Herstellung jener Symmetriebedingungen, die einen tragfähigen Kompromiss erst ermöglichen. So erst werden die Alternativen wirklich interessant, denn sowohl etwa Claudia Majors hervorragende Rekonstruktionen der möglichen Spielzüge als auch Wolfgang Merks Hinweis auf die Eskalationsdynamik von Gewalt bekommen dann einen ernsthaften Sinn jenseits eines biedereren Pro und Contra.

Wenn es wirklich einen „intellektuellen“ Beitrag zur Situation braucht, dann doch eher diese operativen Perspektiven. Der Unterschied der beiden Denkungsarten bildet keineswegs die Alternative pro oder contra Waffenlieferungen ab. Es sind die Medien, die mehr an den sichtbaren Alternativen als an deren Begründungen interessiert sind – was ihnen nicht vorzuwerfen ist. Aber wenn Protagonisten schon als Intellektuelle, als Wissenschaftler oder als Experten auftreten, dann darf man erwarten, dass sie empirisch die operative, echtzeitliche, ressourcenabhängige und nicht zuletzt interessegeleitete Perspektive der Akteure zur Kenntnis nehmen.

Diese Expertise scheidet aber, wenn sie sich nur für die Ableitungen aus solchen Sätzen, Habitusformeln und moralischen Prinzipien interessiert, an die sie sich selbst gewöhnt hat und deren Überlegenheitsgeste der Position ähnelt, die der auktoriale Erzähler seinen literarischen Geschöpfen gegenüber hat. Er gönnt ihnen einen Eigensinn nur so weit, als er ihr Autor ist. Vielleicht unterscheidet sich darin dann doch eine bloß intellektuelle von einer wissenschaftlichen Einstellung zu den Dingen. ARMIN NASSEHI

Akzentuierter Aufschrei der erregten Menschenmasse

Am satztechnisch einfachsten Punkt gerät die Heilsgeschichte immer in Turbulenzen: Eine Magdeburger Tagung über Telemanns Passionen

In der vorösterlichen Fastenzeit des frühen und mittleren achtzehnten Jahrhunderts blieb in Hamburg das Opernhaus geschlossen. Dafür wurden in Privathäusern und anderen Sälen Oratorien aufgeführt, so die populäre und vielfach vertonte Dichtung von Barthold Hinrich Brockes „Der für die Sünde der Welt gemarterte und sterbende Jesus“ von 1712. Die Kirchen ihrerseits waren erfüllt von Evangelium-Passionen, die in den Gottesdienst integriert wurden, „vor und nach der Predigt abgesungen“, wie der „Hamburger Relations-Courier“ mitteilte. Eine solche Passionsmusik „wanderte“ vom Sonntag Invocavit bis Karfreitag durch dreizehn Haupt- und Nebenkirchen; den Anfang machte stets die ehrwürdige Petrikerche.

Von Georg Philipp Telemann, aus Magdeburg gebürtig und zwischen 1721 und 1767 Städtischer Musikdirektor der Hamburger Kirchen, sind von insgesamt 46 Evangelium-Passionen 36 gedruckte Libretti erhalten, von immerhin 22 Werken auch die Musik. Dieser Bestand bildete jetzt die Grundlage für eine wissenschaftliche Konferenz in Magdeburg, dem Heimatort der deutschsprachigen Telemann-Forschung. 1961 begann dort die Tradition der Hinwendung zu einem der wirkmächtigsten Komponisten des achtzehn-

ten Jahrhunderts, der übrigens auch in Frankfurt am Main als Städtischer Musikdirektor produktiv war (1712 bis 1721) und hier unter anderem seine Version der Brockes-Passion uraufführte.

Als musikalisches Ereignis war das reichhaltiger besetzte Oratorium bedeutsamer und für den Konzertunternehmer durch das zahlende Publikum auch lohnender. Dagegen lag Telemann die kirchlich gebundene Evangelium-Passion offenbar als geistlich-musikalisches Ereignis am Herzen. Sie beflügelte seine kompositorische Phantasie, denn er scheint sich jedes Mal neu mit der verinnerlichten Bibelprosa auseinandergesetzt zu haben. Wolfgang Hirschmann sprach mit Blick auf acht Johannes- und sechs Matthäus-Passionen von einer „Ästhetik der Serie“, wie sie eher aus der Filmkunst oder den bildenden Künsten bekannt sei.

Die Form der Werke entspricht im Grundsatz dem, was dem heutigen Konzertbesucher von den Bach-Passionen vertraut ist. „Untermischte Arien“, wie sie das Titelblatt eines Textdrucks von 1722 ankündigt, haben die Funktion, den Bibeltext zu kommentieren; Bernhard Jahn (Hamburg) verglich sie mit einem Emblem, einem Epigramm oder auch einer Predigt. Häufig werden die vermittelnden

Verse von allegorischen Figuren im Mund geführt: der gläubigen Seele, der Liebe, der Betrachtung, der Treue, dem Eifer, dem Mut. Jahn benannte rhetorische Verfahren wie Figurenrede oder Affektdarstellung. Allegorische Figuren wenden sich an Jesus selbst („Still wie ein Lamm vor seinem Scherer / erträgst du, Heiland, Höllenschmach“), an den Hohepriester („Fleuch, arger Betrüger, fleuch, Caiphas, fleuch!“) oder an die Gemeinde: „Seht Petrus sich in Jesu und Thränen / nach einem Blick von Jesu sehen. / Seht diese Thränen, diesen Schmerz.“

In dem Text dieser Arie aus der Lukas-Passion von 1748 identifizierte Jahn eine merkwürdige Distanzierung von dem Affekt des reuigen Petrus. Die Reflexion nehme Martin Luthers Mahnung auf, die compassio, also das aktive Mitleiden, nicht zu groß werden zu lassen und so die Selbsterkenntnis des zuhörenden Sünders zu verhindern. Die gewinnbringenden poetologischen Perspektiven des Vortrags ließen umso deutlicher die fehlende Musikbetrachtung vermissen. Jahn sprach es aus: „Ich betrachte ja nur den Text.“ Wie die zitierten Arien oder Duette in Musik gesetzt wurden, in welchem Rhythmus, in welchen Harmonien und Melodien die Verse sprechen, hätte man auf einer inter-

disziplinären Tagung gern erfahren. Aus musikalischer Perspektive beleuchtete Franziska Seils (Halle) die Gestaltung der Turba-Chöre. Das wichtige Element der „turbae“ fehlt in keiner Passion, es bezeichnet die ungeordneten Rufe der aufgewühlten Menge, die schreit: „Kreuzige ihn!“ Auffallend oft kombiniert Telemann eine betont schlichte Satztechnik mit zum Teil aberwitzigen rhythmischen Gesten und falschen Betonungen. Unruhe entsteht, wenn in einem homophonen Satz die Altstimme stur gegen den Strich betont, die Tenorstimme nicht pünktlich zum Schluss kommt, sondern „nachklappert“. Dies vor dem Hintergrund, dass Telemann die sprachliche Artikulation im Gesang immer sehr genau beachtete.

Um Hohn und Spott zu komponieren, greift er zu Tanzrhythmen, wie Seils erläuterte. Einmal singt der Chor sein höhnisches „Weissage uns, wer ist“, der dich schlug?“ in einem 12/8-Takt, ein anderes Mal im leichtfüßigen 6/8-Metrum. Grausam nachfüllend wirkt der Schunkelrhythmus im 6/4 Takt mit den Worten „Ich bin Gottes Sohn, ich bin Gottes Sohn!“ (Matthäus-Passion 1758). Das Stilmittel wirft ein grelles Licht auf den banal-bösen Mob und macht das Leiden Jesu unmittelbar nacherlebbar.

Und die Theologie? Der Hamburger Kirchenhistoriker Johann Anselm Steiger gab erhellende Informationen über religiöse Diskurse, die man als Nährboden der Evangelium-Passionen begreifen kann. Der unbekannt Librettist der Lukas-Passion von 1748 stehe „im Zentrum Lutherischer Passionstheologie“, auch im Unterschied zum katholischen und calvinistischen Glauben; Jesus leidet nicht nur als Mensch, sondern auch als Gott. In einem Rezitativ fragt eine Stimme: „Wer leidet dort? Wer ist’s? Der nun erhöhte Jesus, Gott!“ Der hinzutretende Topos der Zärtlichkeit – Gott blickt zärtlich auf den Menschen herab – sei theologisch-geschichtlich ein Novum: „Er sieht herab auf die vollbrachten Leiden / Und ist um uns, und sieht in Aller Herz. / Und sieht mit zärtlicher, mit göttlicher Regung / Auf jeden Dank, auf jede traurige Bewegung.“ Ob das Wort „zärtlich“ als „Signalwort der Empfindsamkeit“ (Jahn) im nachfolgenden Gesang sein Ziel gefunden haben könnte, blieb wiederum offen.

Als weiteres „offenes Forschungsfeld“ bezeichnete Steiger das Thema der vielfältigen Rezeption des Hohenleides in zeitgenössischen Predigten, Dichtungen und eben auch in den Libretti der Evangelium-Passionen. ANJA-ROSA THÖMING